
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 155. Bromberg, den 12. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war längst dunkel, als Sinklar in Wertenberg ausstieg. Die Stadt lag feiertäglich tot da; nur hinter den schwitzenden Fensterscheiben der Wirtshäuser ahnte man zusammengepferchte Menschen in Tabakrauch, eine peinliche Konserve.

Er lief heimatlos herum; ging schließlich dem Gefühl nach und fand, in der Nähe des Schlosses, das Theater. Neben dem Eingang war der Tageszettel angeschlagen, quer darüber ein roter Streifen, auf dem stand: „Erstes Wiederauftreten von Marianne Waldemar."

Er lachte sich erbittert aus: Wegen eines Hirngespinstes hatte er sich Sorgen gemacht! Nun —: Man war einmal da, man kaufte sich eine Karte. „Die Kameliendame" wurde gegeben; der Titel sagte ihm nichts.

An der Kleiderablage — viele Menschen! — spürte er etwas Bekanntes, wandte sich um und entdeckte in seiner Nähe den Apotheker Schmidlein aus Mundelfingen, den Mann mit der schiefen Schulter und der Seelensäure. Aber wie sah der Kerl heute aus? Er war glänzend pomadisiert, trug ein Monokel und eine Knopflochblume, Cutaway, gestreifte Hose und weiße Gamaschen, und die langen Arme endeten in hellgrauen Handschuhen, welche Herr Schmidlein unter keinen Umständen auszuziehen gesonnen schien.

Sieh mal an! dachte Sinklar. Also doch? Dies offenbar ist die äußere Erscheinung eines heimlichen Wüstlings aus Mundelfingen . . . Welche Sensation! Kennt er mich — oder kennt er mich nicht?

Herr Schmidlein war ein Mann, der sich zu fassen wußte: Er kannte ihn ohne Zaudern. „Eh — auch da?" fragte er und hätte gern den Scherben aus dem Gesicht genommen; es war aber schon zu spät.

„Es scheint so", sagte Sinklar.

„Ja, da sehen Sie, wie einen das Amt in Anspruch nimmt! Nicht einmal feiertags hat man Ruhe. Waldemar will das Stück demnächst auch bei uns herausbringen — da muß ich mich als Kunstreferent des Stadtrats vergewissern, ob es für Mundelfingen paßt. Nicht wahr?"

„Ach so? Ja."

„Na, und dann die kleine Waldemar in dieser Bombenrolle!" Er meckerte. „Als junger Mensch hab' ich die Sarah Bernhardt in Paris gesehen — das waren noch Zeiten! Heute muß man sich mit Wertenberg begnügen... Aber die kleine Waldemar ist wirklich recht appetitlich — finden Sie nicht?"

Sinklar antwortete nicht. Jemand drängte sich zwischen ihn und den Apotheker; er machte bereitwillig Platz und ließ sich weiterschieben. Das hatte ihm gerade noch gefehlt daß dieser alte Bock sich für Marianne interessierte!

Der Zuschauerraum, echt im allerliebsten Zopfstiel, mit Goldstukkatur und viel verschossenem rotem Plüsch, einer Hofloge und einem allegorisch bemalten Vorhang, gefiel ihm sehr und brachte ihn einigermaßen über die schwierige Empfindung weg, die Herr Schmidlein hinterlassen hatte. Erst jetzt begann Sinklar sich zu freuen: Ja, wie ein Kind freute er sich auf die Vorstellung; sie war nun sein großes Weihnachtsvergnügen.

Ein etwas merkwürdiges Vergnügen allerdings. Denn es zeigte sich, daß die Handlung des Stücks durchaus nicht lustig war. Marianne wurde nicht nur durch einen stolzen und gefühllosen Vater von ihrem Liebhaber getrennt, sondern sie sah auch leidend aus und hustete. Sinklar geriet in mehrfache seelische Bedrängnis; er war erbittert über den Vater, eifersüchtig auf den Liebhaber. Und, vor allen Dingen, es dauerte ziemlich lange, bis er begriff, daß Mariannes Husten zur Handlung gehörte. Sie hustete so diskret und natürlich, daß er zunächst ernste Besorgnisse hatte, sie möchte sich auf der Reise von Mundelfingen nach Wertenberg bös erkältet haben. Aber auch, als er sich über die Theaternatur dieser tückischen Krankheit klargeworden war, verursachte sie ihm noch Beklemmungen. Konnte man wirklich so fabelhaft echt schwindsüchtig sein, ohne daß etwas Wahres dahintersteckte? Und wenn man es konnte, war es dann nicht — wie eine Ahnung — um so erschütternder? Ohne es zu merken, geriet Sinklar in grenzenlose Sentimentalität; er war das empfänglichste und beste Publikum, das sich denken ließ. Als die Kameliendame gegen halb elf Uhr ihr Leben aushustete, war er so erschüttert und außer Fassung, daß bei ihm feststand: Er mußte sich nach Mariannes Befinden erkundigen!

Nachdem er sich Hut und Mantel an der Kleiderablage zurückerobert hatte, ging er mit einer Art von nachtwandlerischer Sicherheit durch eine Tapetentür, die sich neben der linken Orchesterloge befand und von der er das Gefühl hatte, daß sie hinter die Bühne führen müsse. Das Gefühl erwies sich als richtig. Ein Feuerwehrmann und ein Arbeiter betrachteten ihn, ohne etwas zu sagen. Weiß Gott, wie er Mariannes Garderobe fand, aber er fand sie: Hier mußte es sein!

„Herein!" rief ihre Stimme.

Erst, als er die Tür hinter sich schloß, wurde ihm deutlich, daß dies alles eigentlich eine rechte Unverschämtheit sei, eine Zudringlichkeit, die ihm bei normalem Gemütszustande gewiß niemals eingefallen wäre.

Marianne saß vor dem Spiegel, ganz eingewickelt in einen Frisiermantel, goß aus einer Flasche Flüssigkeit auf einen Wattebausch und rieb sich das Gesicht damit ab. „Was ist los?" fragte sie, ohne sich umzudrehen. Aber dann sah sie ihn im Spiegel.

„Verzeihen Sie, Fräulein Waldemar!" sagte er in jäher Verlegenheit; sein Mut sank vollends zusammen.

„Das ist ja — — Ich wundere mich sehr! Machen Sie das immer so?"

„Nein... Ach, Gott! Aber — —"

Nun wendete sie sich um und lachte. „Sehen Sie mal!"

Auf dem Schminktischchen stand der kleine Weihnachtsbaum, den er ihr gestern abend gebracht hatte... Sinklar strahlte.

„Hoffentlich sind Sie nicht gekommen, um mich mit der Polizei zurückzuholen? — Das ist nett von Ihnen!" Sie scheuerte weiter an sich herum. „Wissen Sie: Ich konnte es einfach nicht mehr aushalten... Die Kameliendame — meine Rolle, meine erste große Rolle, hätte ich der Kliff überlassen sollen, diesem Leichenwurm? Das kann mir niemand zumuten, nicht einmal der Doktor Dobler! Meinen Sarg hätt' ich aufgebrochen — aus dem Grabe wär' ich aufgestanden... Übrigens: Wie hab' ich Ihnen gefallen?"

„Wunderbar? Einfach wunderbar!"

„So? Das ist recht! Und den anderen?"

„Vermutlich ebenso —", antwortete er, eifersüchtig auf ungefähr vierhundert Menschen. „Aber mir am besten!"

„Sie sind komisch! Woraus schließen Sie das?"

„Weil ich der einzige bin, der sich hierhergetraut hat."

„Hm..." Sie stellte die Flasche auf den Tisch zurück und sah ihn an. „Das Weihnachtsbäumchen, wissen Sie, das war nun wirklich sehr nett von Ihnen!"

„Und ich dachte, Sie hätten es in Mundelfingen gelassen."

„Sie sehen. Ich habe es mitgenommen!"

„Ja."

„Vermutlich wollten Sie sich davon überzeugen?"

„Ich wollte mich erkundigen, wie es Ihnen geht."

Marianne lachte. „Dabei weiß ich nicht einmal, wie Sie heißen!"

Das war eine heftige Erschütterung für ihn; aber er schluckte sie energisch hinunter. „Mein Name ist Sinklar — Ingenieur Friedrich Sinklar. Möglicherweise — —"

„Was?"

Er hatte sagen wollen: „Möglicherweise werde ich nächstes Jahr Direktor des Elektrizitätswerks! Denn dies war die einzige Legitimation und Empfehlung, die ihm augenblicklich einfiel. Aber in Verbindung mit ihr tauchte allerhand auf, woran er jetzt lieber nicht denken wollte. Deshalb wischte er alles mit einer Handbewegung weg, die für seine bescheidenen Verhältnisse großartig zu nennen war, und sagte: „Möglicherweise liebe ich Sie!"

Dies war nun freilich eine ganz ungewöhnlich schiefe, mißlungene und aus zwei Kraftrichtungen zusammengeflickte Wendung. Er empfand ihre Lächerlichkeit sofort und stand fassungslos vor seiner eigenen Kurve, die mit einem so unerwarteten Schwung aus dem Bereich des Bürgerlich-Normalen in die Dunkelheiten eines ganzen Weltalls hinausführte.

Marianne stand auf. Mit der Linken hielt sie den weißen Frisiermantel über der Brust zusammen — eine hübsche Bewegung —, und so kam sie langsam auf ihn zu, sah ihm unablässig und neugierig in die Augen und sagte: „Das ist ja sehr merkwürdig!" In ihrem blassen, regellosen Gesichtchen zuckte es; man konnte nicht wissen, ob dies Vergnügen, Spott oder Zorn war.

Sinklar, verwirrter als je und sehr über sich selber erschrocken, suchte nach einer Äußerung.

Da wurde es draußen laut. Schritte kamen über die Bretter; Männer sprachen miteinander. Marianne setzte sich wieder vor den Spiegel und war beschäftigt.

Es klopfte, und ohne zu warten, öffnete der Direktor Kurt Waldemar die Tür. „Es wird wohl am besten sein, wenn wir sie selber fragen, Herr Stadtrat!" sagte er beflissen und ließ Herrn Schmidlein eintreten.

Herrn Schmidleins Glanz und Unwiderstehlichkeit prallte zunächst auf Sinklar, und das war für beide eine rechte Überraschung. „Oh, Pardon!" näselte Herr Schmidlein weltmännisch von oben herab.

Sinklar verbeugte sich; es wurde eine Art Kratzfuß.

„Störe ich etwa?" sagte Herr Schmidlein wieder und betrachtete ihn mit seinem widerlichsten und arrogantesten Lächeln, wobei er mit dem Hute bedeutungsvoll zwischen Sinklar und Marianne hin und her wedelte.

Waldemar, über den Besucher, den er bei seiner Tochter fand, nicht wenig verdutzt, schob Sinklar beiseite und sagte: „Bitte doch nur einzutreten, Herr Stadtrat!"

Auf dieses Stichwort hin verlor Sinklar seine Haltung, es läßt sich nicht leugnen, und benahm sich überaus kläglich. Der Titel „Stadtrat" erinnerte ihn daran, daß seine bürgerliche Zukunft von den Mundelfinger Stadträten und also zum Teil auch von Herrn Schmidlein abhinge. Noch vor einer halben Minute war ihm diese bürgerliche Zukunft gleichgültig gewesen, weil er nicht an sie gedacht hatte. Jetzt aber fiel sie ihm ein, im ungeeignetsten Augenblick, und er war jämmerlich genug, sich von ihr an die Wand drücken zu lassen. Er log sogar noch und sagte: „Verzeihung, Herr Stadtrat! Sie stören durchaus nicht! Ich war lediglich — im Auftrag des Herrn Dr. Dobler hier... Ja — mit einer Anfrage wegen — — Guten Abend!"

Wie er aus dem Theater kam, wußte er nicht. Jedenfalls fand er sich plötzlich im Freien. Statt der warmen, dumpfen Luft und des Geruchs von alten Balken war kühle Nacht um ihn. Eine mißlaunige Gaslaterne blakte hinter kahlen Zweigen durch ihren Schein fielen dünne Schneeflocken. Da war ein Portal mit geschmiedetem Gitter und ein Löwe, der ein verschnörkeltes Wappen hielt und Sinklar eine heraldisch gerollte Zunge herausstreckte; mit seiner süffisanten Miene sah der Löwe Herrn Stadtrat Schmidlein ähnlich.

Sinklar lachte erbittert. Jetzt, nachdem er Abstand von seiner Überraschung gewonnen hatte, kam ihm die ganze Erbärmlichkeit der Szene zum Bewußtsein. Dies also war der vortreffliche Ingenieur Friedrich Sinklar, der sich auf dem Weg ins Wunderbare befand? Und so sah der Weg aus: Rückzug wegen eines jährlichen Gehalts von fünftausend Mark und Pensionsberechtigung! „Kavalier!" sagte er laut. „Nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft! Vernunftwesen! Schwein!"

Er ging. Einfach geradeaus, die Hände in den Taschen geballt, vor sich hinmurmelnd. Die Häuserzeile hörte auf, wie die Laternenreihe. Er sah fast nichts mehr. Nur: Neben ihm erschien eine Mauer, eine lange Mauer, die ihm bekannt vorkam. Sehr gut: „Vite soufflons la lampe, afin de nous cacher cacher dans les ténebrès...„ Da war auch das Tor und das Pförtchen, durch das er damals mit Hoffmann in den Park gegangen war. Verschlossen, selbstverständlich. Wer hatte sich in der Weihnachtsmitternacht im Park herumzutreiben?

Sinklar hielt sich an den Eisenstäben und sah durch das Gitter in die Dunkelheit: Eine Welt, zu der er keinen Weg fand; nichts für Leute, die auf Pensionsberechtigung achten mußten... Er machte kehrt und schlich zurück. Es gab nichts Kümmerlicheres als diesen gewissen Sinklar.

Auf dem Bahnhof mußte er feststellen, daß der letzte Zug nach Mundelfingen längst abgegangen war. Hotel —? Das fehlte gerade noch. Strafe muß sein: Er marschierte bis fünf Uhr morgens vor dem Bahnhof auf und ab, auf und ab.

Übernächtigt, erkältet und in schlimmster Gemütsverfassung kam er nach Hause. Er erschien sich unsäglich minderwertig.

Gleichsam als Quittung für sein bürgerliches Wohlverhalten und seine jammervoll disziplinierte Gesinnung fand er einen Brief des Direktors Oberschmied vor, an dessen Abfassung der freundliche alte Herr wahrscheinlich den ganzen Weihnachtsfeiertag gearbeitet hatte. Es war eine halb private, halb offizielle Bestätigung ihres Gesprächs, wonach Herr Ingenieur Sinklar mit dem neuen Jahre seine Tätigkeit beginnen sollte. Oberschmied vergaß nicht, zu erwähnen, welche wichtige Vermittlerrolle Isa bei der Angelegenheit gespielt hatte, und daß es Sinklars Sache sein müsse, sich der Zustimmung der Stadtratsmitglieder allmählich zu versichern.

„In diesem Punkte — pfui Teufel! — können Sie mit mir zufrieden sein, Herr Direktor!" sagte Sinklar.

Isa —? Jawohl: Eine höchst verdienstvolle Rolle hatte sie gespielt — die Rolle der nützlichen und praktischen Vernunft. „Wie sie denn überhaupt ein treffliches Weib ist!" sagte er an seine stummen vier Wände hin und begegnete Tante Emilies Blick, der ihn mit einer kaum erträglichen Überlegenheit traf.

Er flüchtete in einen plötzlichen Entschluß, suchte Gehrock und Zylinder und ging, Herrn Direktor Oberschmied einen Besuch zu machen. Der Weg ins Wunderbare war es nicht, den er da antrat...

(Fortsetzung folgt.)

Die Bridge-Partie.

Von Wilhelm von Hebra.

1.

Die Frau Moni Anzinger ist urwüchsige, urwüchsigste Münchnerin.

Als Student wohnte ich fünf volle Jahre bei ihr.

Sie war zu mir wie eine Mutter. Gleich vielen wirklichen Müttern gewöhnte auch sie sich nicht daran, daß junge Leute älter werden. Ich besuche sie jedes Mal, wenn ich nach München komme, und werde von ihr immer so behandelt, als wäre ich noch der jungenhafte Jüngling von einst.

Ihre Redeweise ist des öfteren sehr derb, und besonders derb mir gegenüber, weil ich eben für ihr Empfinden keineswegs ein Alter erreicht habe, bei dem ein gewisser Respekt schon angebracht wäre.

Frau Anzinger war vor dem Kriege in guten Verhältnissen, vermietete mehr zu ihrem Vergnügen als der Einnahme wegen, war großzügig und freigebig. Jetzt ist ihre Lage schlecht: sie muß sparsam sein, und jede, auch die kleinste, unvorhergesehene Ausgabe ist für sie ein böser Fall. Doch trägt sie dies wie alles mit Humor.

2.

Karl Fronz ist ein Herr von sechzig Jahren, ein verarmter Kavalier. Er hat viel bessere, fast glänzende Zeiten gesehen. Er entbehrt sie sehr. In ihm sind stets Sehnsucht und Wunsch lebendig, da oder dort, so oder so, eine Sondereinnahme sich zu ergattern, um dann einen Abend lang in einem vornehmen Restaurant als Kavalier der alten Schule aufzutreten.

Fronz spielt gern Karten. Er schwindelt nie, macht nie eine falsche Rechnung. Aber die Begierde, zu gewinnen, ist in ihm außerordentlich stark. Jeder Verlust, der den nächsten kavaliermäßigen Abend noch weiter hinauszuschieben droht, schmerzt ihn tief; und, wenn es irgendwie sich machen läßt, einen Verlust nicht zu bezahlen, so nutzt er gerne die Gelegenheit.

Ein Neffe Fronzens wohnte zu gleicher Zeit wie ich bei Frau Anzinger. Seither sind sie und Fronz und ich gute Bekannte.

3.

Fronz und ich sind bei Frau Anzinger.

Fronz will Bridge spielen. Frau Anzinger widerspricht, weil Bridge zu dritt fast reines Glücksspiel sei. Fronz gibt dies nicht zu, bittet und bittet, setzt schließlich seinen Willen durch.

4.

Wir spielen.

Ich habe sehr gute Karten, und dieses Glück wirkt sich wie immer beim Bridge zu dritt in besonders hohem Maße aus. Und als ich die Schlußabrechnung machte, da zeigt es sich, daß ich trotz des niedrigen Satzes von einem zehntel Pfennig fünf Mark und zwanzig Pfennige von Frau Anzinger gewinne, und volle vierzehn Mark von Fronz.

5.

Fronz zeigt argen Unwillen über seinen Verlust, schimpft auf das Bridge zu dritt: es sei einfach dumm, ein wildes Glücksspiel, lasse Können und Kunst nicht zur Geltung kommen, könne gar nicht ernst genommen werden.

Ich sehe, daß Fronz nicht zahlen will. Ich hätte gerne die vierzehn Mark. Ich empfinde aber meine Lage dem alten Herrn gegenüber äußerst peinlich. Und, als Fronz schließlich behauptet, eine Partie zu dritt könne nur als Scherz betrachtet werden, da sage ich:

„Natürlich, das ganze war nur ein Scherz."

Bevor Fronz etwas erwidern kann, fährt Frau Anzinger mich an, zornig-empört, schreiend, beinahe brüllend:

„Was hams gsagt? A Scherz waar dees bloß gwen? Dees ganze Gschpui? A Scherz? Soi dees vielleicht hoaßn, daß net zahlt wird? Ja, was fallt denn eahna ei? Was ham denn Sie fier a Meinnung vo mir? Sie san ja a ganz a frecha Lackl! Wann i mi scho zu a ran Gschpui hifitz, dees wo ums Göid geht, und i valier, nacha druck i mi aa net vom zahln, ob mi s Gschpui gfreit had oda net. I sag eahna, wann i aa grad a Weibaleit bin, so hab i do a Ehrgfui im Leib. Fier so an notign Schundniggl laß i mi net halten, daß i a Schpuischuid net zahlat. So, da hams eahnere fünf Mark und deh zwanzg Pfennig und jetzt haltns s'Mäu, Sie damischa Ritta, Sie damischa!"

Ich schweige und stecke das Geld ein.

Während Frau Anzingers Rede wurden in Fronzens Antlitz deutliche Zeichen starken Mißbehagens sichtbar. Er legt still vierzehn Mark auf den Tisch und verabschiedet sich.

6.

Kaum, daß Fronz die Türe hinter sich geschlossen hat, sagt Frau Anzinger, in aller Ruhe, im Ton der Selbstverständlichkeit:

„So, jetzt hab i eahna zu deh vierzehn Mark vaholfa. Jetz gebens ma meine fünf Mark und deh zwanzg Pfennig zruck."

Uphagenhaus zu Danzig.

Von Ludwig Bäte.

Das erstemal sah ich es an einem kühlen, verhangenen Herbsttag vor 10 Jahren, das letzte Mal saßen wir bei einer festlichen Zusammenkunft unter dem Kerzenleuchter bei Tee, Kuchen und Danziger Lachs in dem kleinen Saale nach der Straße. Die Erinnerung an etwas Außerordentliches ist geblieben.

Nicht, daß Johann Uphagens Baumeister durchaus Geniales für seinen Auftraggeber geschaffen hätte! Wer will, mag dieses und jenes mit gutem Recht tadeln, ganz sicher das freilich notgedrungene Mißverhältnis zwischen Breite und Tiefe, die wie bei Goethes Haus am Weimarer Frauenplan allzu reichlich bemessene Treppe, den nicht immer überlegten Einfall des Lichtes. Das aber ist belanglos, an dem zusammengehaltenen Eindruck des Ganzen gemessen: hier ist das achtzehnte Jahrhundert in einer Weise festgehalten, wie kaum sonst in Deutschland. Nicht das des Hofes, des Adels oder der Kirche, auch nicht das eines geistig bedeutenden Mannes; was hier spricht, ist die Welt eines gutsituierten Kaufmanns mit Namen Uphagen, der anno 1776 in das von ihm bestellte Haus einzieht.

Alles ist von bestem Geschmack, behaglich und gediegen. Es mangelt weder an Raum noch an Möbeln, an Schmuck und Geschirr; auch ein Musikzimmer ist da und ein kleiner, intimer Eßraum. Der Hof reicht völlig aus, einen Kutschwagen unterzubringen und beim Hausputz die überflüssigen Dinge nach draußen zu stellen, abends am Wandbrunnen plaudernd zu verweilen oder zu des Hausherrn Geburtstag ein Quartett zu laden, auch Sonntags nach dem Gottesdienst in St. Marien die Kurrende singen zu lassen. Nichts fehlt, alles reicht aus und genügt. Das Haus ist wie die Zeit, schlicht, gediegen, ein wenig nüchtern und lehrsam, aber mit dem Willen zum Geist und zur Form.

1776! Das heißt: ein Jahr vorher war Goethe nach Weimar gezogen, in den ersten Apriltagen hatte ihn Lenz, im Juni Klinger aufgesucht, Boie war mit seinem „Deutschen Museum", der besten Zeitschrift jener Tage, ans Licht getreten, Millers, des Göttinger Haingenossen, schwärmerisch geliebte Klostergeschichte „Siegwart" fing an, von Hand zu Hand zu gehen, Gluck hatte seine „Alkeste" soeben umgearbeitet, und der junge Schiller glühte über den „Räubern". Mozart reckte die jungen Schwingen, Bachs Werk suchte immer sicherer das Ohr der Nation, und die deutsche Philosophie legte die Fundamente einer neuen Welt. Oder in Danziger Sprache geredet: Chodowiecki erfreute, nur noch einmal in Ludwig Richter wiederkehrend, gleichmäßig gebildet und ungebildet mit der behaglichen Laune seines Stichels, Georg Forster saß hinter den Korrekturfahnen seiner 1777 erscheinenden Weltreise, und in den engen Gassen tummelte sich der achtjährige Johannes Falk, dessen unverfrorene Satire „Die Helden" kaum den späteren Weimarer Philanthropen ahnen ließ, der seinem Kreise bewies, daß es noch eine höhere Aufgabe gab als die eigene Seele immer vollkommener auszurunden und des Nächsten Not getrost dabei zu vergessen. Auch des großen Arthurs Mutter war schon geboren, und in den Schenken dröhnte das Krambambuli-Lied des Niedersachsen Wedekind zum Preise des göttlichen Lachs aus der gepriesenen Likör-Destillerie von Isaak Wedlings Wittib und Eydam Dirck Hekker zu Danzig, deren treffliches Getränk Lessing und Kleist keineswegs in ihren Werken anzugeben vergaßen.

Johannes Uphagen hat zum mindesten davon gewußt und sicher auch einmal einen Blick in die bescheidenen Pappbändchen geworfen, die sein Buchhändler zur geneigten Ansicht in sein wohlhabendes Haus schickte. Aber das ist so wesentlich nicht. Entscheidend ist, daß alles zu leben beginnt, mit tausend Zungen redet, sobald der Messingklopfer der herrlichen Tür zum geräumigen Flur fällt. Ein Jahrhundert voll schwerster geistiger und wirtschaftlicher Kämpfe steht auf, und dafür sollten wir, die wir Ähnliches erleben, Verständnis und Herz haben. „Angeborene Großheit gibt herrliche Tatkraft," schrieb Goethe damals Pindar nach, und so ist uns denn dieser köstliche Leibbesitz Danzigs mehr als ein Ort lyrisch-versponnener Rokokograzie, in dem es von Mozartnoten und Abraham Peter Schultzes Geselligkeitsliedern schallt, sondern ein Quell der Kraft und ein Born fester Zuversicht, unser Schicksal zu meistern wie jener königliche Kaufmann, dessen Haus die sichere Hand derer verrät, die da wagen und wollen, die da stehen, um zu bestehen. Zeiten kommen und gehen, Geschlechter wachen zum Leben auf und sterben. Aber der Geist bleibt und kehrt gewandelt wieder, und es liegt an uns, sein Wesen dinglich zu machen. Das Leben, das draußen hinter den hohen schmalen Fenstern flutet, ist dasselbe wie das der Räume: es ist unsere Aufgabe, die Brücke über den Strom zu bauen und den Weg mutig zu wagen.

Kleine Welt.

Von Dr. Owlglaß.

Das lebt so stille vor sich hin:
Im Wiesengrund der Bach... das Moor
Der Erlenbruch... die Blumen drin —
Macht keines Lärm, tut keines groß.

Und immer rinnt das Wasser doch,
Und immer wieder treibt der Saft,
Der Himmel drüber ist so hoch,
Die Erde drunter so voll Kraft.

Mit leisen Fingern, fort und fort,
Wird hier ein Wunderwerk getan,
das stetig währt, das nie verdorrt...
Ich wollt', ich hätte teil daran!



Bunte Chronik



Ein neunzigjähriger Othello.

In London wurde der 90 Jahre alte William Robson zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, weil er seine um 50 Jahre jüngere Braut ist in einem Anfall von Eifersucht schwer mißhandelte. Der alte Herr ist erst vor einem halben Jahr Witwer geworden und benutzte diese „Freiheit" um sofort wieder auf Freiersfüßen zu gehen. Er warb um die Hand der vierzigjährigen Frau Tewsan, die ebenfalls vor kurzer Zeit ihren Mann verloren hat. Seine Werbung hatte sogar Erfolg, vielleicht auch nur, weil sie durch die Aussicht auf die Nutznießung eines nicht zu verachtenden Vermögens wirksam unterstützt wurde. Frau Tewsan verlobte sich mit dem Neunzigjährigen. Sie bereute aber bald diesen Schritt, denn Robson verfolgte sie mit maßloser Eifersucht, beobachtete sie auf Schritt und Tritt, machte ihr täglich ungerechte Vorwürfe und ließ sich sogar mehrmals hinreißen, sie zu schlagen. Zwei Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstag erklärte Frau Tewsan, daß sie ihren Entschluß geändert habe und sich nicht wieder verheiraten werde. Darauf geriet Robson in maßlose Wut. Er vermutete einen erfolgreichen Nebenbuhler hinter dieser Weigerung seiner Braut und wollte sie zwingen, ihm den Namen dieses Mannes, der nur in seiner Phantasie existierte, zu nennen. Es kam zu einer erregten Auseinandersetzung, in deren Verlauf Robson mit einem Stuhl auf seine Braut losging und ihr schwere Verletzungen beibrachte. Er drohte, daß er sie ermorden würde, wenn sie nicht mit ihm vor den Traualtar trete. Dann ließ er die Bewußtlose liegen und ging in die nächste Kneipe, um seinen „Liebeskummer" hinunterzuspülen. Als Frau Tewsan sich etwas erholt hatte, lief sie zur Polizei und ließ den rabiaten Greis verhaften.

Das größte Observatorium der Welt.

In Südafrika soll in nächster Zeit ein Observatorium erbaut werden, das alle bisher bestehenden bei weitem übertrifft. Die Geldmittel werden aus einer Stiftung beschafft. Die Gesamtkosten sollen 72 000 Pfund betragen. Die Südafrikanische Regierung hat unentgeltlich ein Gelände in der Nähe von Pretoria zur Verfügung gestellt. Die Stiftung stammt von dem Engländer Dr. John Radcliffe, einem früheren Oxforder Studenten, der im Jahre 1714 starb und ein riesiges Vermögen hinterließ. Schon im Jahre 1768 wurde aus den Mitteln der Radcliffe-Stiftung in Oxford ein Observatorium errichtet. Vor kurzer Zeit wurde es verkauft und der Verwaltungsrat der Stiftung hat beschlossen, ein neues Institut in Afrika zu erbauen. Man hat dieses Land gewählt, weil dort die Verhältnisse für astronomische Forschungen besonders günstig sein sollen. Der Durchführung des Planes stehen allerdings insofern noch Schwierigkeiten entgegen, als die Universität Oxford dagegen protestiert hat. In dem Vermächtnis Radcliffes ist gesagt, daß das aus der Stiftung zu errichtende Institut mit den Instituten der Universität zusammenarbeiten solle. Die Treuhänder der Stiftung behaupten zwar, daß das auch weiterhin der Fall sein solle, während der Senat der Universität auf dem Standpunkt steht, daß bei einer so großen Entfernung von einer ersprießlichen Zusammenarbeit keine Rede mehr sein könne. Einige Sachverständige meinen, daß das Observatorium in England bleiben müsse, während andere die Ansicht vertreten, daß ein solches Institut in Afrika wesentlich mehr für die Wissenschaft tun könne. Voraussichtlich wird also der Plan ausgeführt werden.

Krieg um einen Lautsprecher.

Der englische Forschungsreisende Merrik berichtet von einem tragikomischen Erlebnis, das er auf seiner letzten Afrikareise hatte. Am Mbarifluß wurde er von dem Stamm der Bakie gastfreundlich aufgenommen, und zum Dank dafür schenkte er ihnen seinen Radioapparat. Er hatte aber keine Ahnung, welche verhängnisvollen Folgen sein gutgemeintes Geschenk haben sollte. Natürlich hatte sich der Medizinmann des Stammes den geheimnisvollen Apparat, den die Eingeborenen treffend als „Wolkenstimme" bezeichneten, angeeignet. Sein Ansehen und die abergläubische Furcht vor seinen angeblich übernatürlichen Künsten wurden dadurch wesentlich gestärkt. Nun hatte aber auch der Nachbarstamm einen Medizinmann, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf die geheimnisvolle „Wolkenstimme" gerichtet war, die er dem Nebenbuhler nicht gönnte. Unglücklicherweise hatte es seit mehreren Wochen am Mbarifluß nicht geregnet, und der feindliche Medizinmann hetzte daher den ihm treu ergebenen Stamm gegen die Bakie auf, indem er die Schuld an der verhängnisvollen Trockenheit dem Besitzer der „Wolkenstimme" zuschob. Es kam schließlich zu einem Überfall auf die Bakie, der den Auftakt zu einem blutigen Streit bildete. Es gab sogar auf beiden Seiten einige Tote. Erst der Einmischung des Afrikareisenden, den die Eingeborenen als „weißen Zauberer" verehrten, gelang es, einigermaßen Ordnung herzustellen. Der feindliche Stamm zog sich zurück, und der Radioapparat blieb im Besitz der triumphierenden Bakie. Allerdings ist er in dem Kampfgetümmel vollkommen zertrümmert worden, was die Schwarzen aber nicht hindert, ihn mit derselben abergläubischen Ehrfurcht zu betrachten wie vorher.

*

Der Geschäftsabschluß.

„Ein Halsabschneider sind Sie, — ein ganz gemeiner Schuft", schreit Schmätzlein ins Telephon.

„Ein — — wie bitte?..." „Aber Fräulein, nun trennen Sie uns gerade, wo unser Geschäftsabschluß im schönsten Gange ist."

Ehrlich.

Autor: „Sie haben meine Geschichte gelesen, was wollen Sie mir dafür geben?"

Der Verleger, ein bekannter Sportsmann, zieht seine Jacke aus und sagt: „Zehn Meter Vorsprung."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.